



SPRACH REPORT

3. Quartal

3/94

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

»BLEIB MIR VOM LEIBE!« – VOM TABU DER NAMEN

von Michael Hausherr

Das Verbot, die Namen verwandtschaftlich verbundener Personen auszusprechen, ist in vielen Kulturen und weit über den Erdball verbreitet ein ungeschriebenes Gesetz. Und wie so oft, wenn es um soziale Restriktionen geht, sind Frauen auch in diesem Fall in weit größerem Umfang betroffen als Männer. Zugegeben, hier und dort vermeiden es die Männer, zum Beispiel den Namen ihrer Schwiegermutter auszusprechen (vgl. Kraus 1924, S. 307 f.); zusammenfassend aber zeigt sich, daß Frauen sowohl regional als auch qualitativ zweifellos weitaus größeren Einschränkungen ausgesetzt sind.

Häufig dürfen sie nicht nur nicht die Namen ihrer männlichen Verwandten, sondern – wie etwa bei einigen Bantu-Völkern – nicht einmal die Silben, aus denen sich diese Namen zusammensetzen, artikulieren. Einer mit ›Rei-ner‹ verheirateten Frau deutscher Zunge wäre es danach nicht möglich, z.B. eine ›Rei-se‹ anzukündigen.

Welche Unbequemlichkeiten sich aus solchen Benimmregeln ergeben, ist leicht vorstellbar. Da Teile des Lexikons schlicht nicht mehr zur Verfügung

stehen, entwickeln sich in jedem einzelnen Fall sehr individuelle, privatsprachliche Merkmale, sei es durch die ausschließliche Verwendung von Synonymen, sei es durch lexikalische Neuschöpfungen oder Umschreibungen. In jedem Fall ist dieses Phänomen eine wesentliche Ursache für die vielerorts zu beobachtende geschlechtstypische Ausprägung sprachlicher Varianten (vgl. zusammenfassend Hausherr-Mälzer 1990, S. 118 ff.).

Eine Anekdote aus dem Kirgisischen mag die auftretenden Probleme illustrieren (Zit. nach Vambéry 1885, S. 249 f.). Sie berichtet von einem Mann, dessen vier Söhne auf die Namen *Köl* (See), *Kamisch* (Schilfrohr), *Kaskir* (Wolf) und *Koj* (Schaf) hörten. Seine Schwiegertochter nun ging eines Tages zum See, und als sie daselbst im Schilfrohr einen Wolf erblickte, der ein Schaf verzehrte, kam sie schreiend zurück: »Dort neben dem Glänzenden (See) im Schaukelnden (Rohr) frißt ein Raubtier (Wolf) das Blökende (Schaf)!« Da nämlich die Namen ihrer männlichen Anverwandten mit den Bezeichnungen der in diesem Zusammenhang relevanten Objekte identisch waren, war

Inhalt

| | |
|--|--------------------|
| »Bleib mir vom Leibe!« – Vom Tabu der Namen von Michael Hausherr | S. 1 |
| Neue Bücher | S. 2, 4 |
| Benutzerhandbuch zu COSMAS von Irmtraud Jüttner | S. 3 |
| »Nichteuropäische Nichtverfolgerstaaten« von Wolfram Wilss | S. 4 |
| Rezensionen | S. 6, 13 14, 15 |
| Sprachsituation und Sprachkultur (Teil 2) von Jürgen Scharnhorst | S. 7 |
| Deutsches Fremdwörterbuch – Bericht aus der Werkstatt von Heidrun Kämpfer-Jensen | S. 10 |
| Tagungshinweis | S. 16 |
| Impressum | S. 16 |

sie folgerichtig gezwungen, in aller Schnelle treffende Umschreibungen zu finden.

Sehr praktischen Problemen sah sich der Missionar Pater de Smet in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber, als er den von ihm betreuten Kootenay-Indianern im seinerzeitigen Britisch-Kolumbien das ›Vater-Unser‹ näherzubringen beabsichtigte. Mit seiner Übersetzung der ersten Zeile, ›Unser Vater im Himmel: ›Katitonatla naeta‹ hatte er offensichtlich ungewollt lediglich auf die Männer Rücksicht genommen, denn die Frauen weigerten sich durchaus, eine derartige Bitte gen Himmel zu richten. Die der Frau vorbehaltene Anrede des Vaters war nämlich eine andere (›Kasonatla‹), so daß also am Ende für beide Geschlechter unterschiedliche Varianten desselben Gebetes standen (Ploss/Bartels 1913, S. 507).

Über diese lexikalische Umschreibung tabuisierter Namen hinaus finden sich übrigens auch Hinweise auf die Möglichkeit phonologischer Varianzen. Mongolische Frauen etwa ersetzen im Falle des Fehlens eines Synonyms für das fragliche Wort zum Zwecke der Modifizierung desselben den ersten Konsonanten durch den Laut [ŋ] (vgl. Grootaers 1952, S. 86).

Die Motive für die Tabuisierung von Personennamen sind zweifellos vielfältig. Mit der am Ende des vergangenen Jahrhunderts von Carl Meinhof (1899, S. 364) geäußerten Ansicht, es handle sich dabei um eine Art Ehrfurchtsbezeugung, ist sicherlich lediglich ein Aspekt bezeichnet. Vermutlich besteht ebenso auch ein Zusammenhang mit dem sogenannten Inzest-Tabu wie mit einem vielerorts vorhandenen Glauben an die magische Kraft von Namen und der Furcht davor, daß mit der Gewalt über den Namen auch Macht über den Namensträger zu gewinnen sei.

Letzteres jedenfalls ist eine Erkenntnis, die sich bereits beim oberflächlichen Studium unserer Hausmärchen einstellt. Alle Macht des verknorzten »Rumpelstilzchens« etwa ist dahin, als sein Name an die Öffentlichkeit gelangt. Nichts wesentlich anderes meint wohl auch Gott, wenn er zum Propheten Jesaja die Worte spricht: »Ich habe dich beim Namen gerufen; du bist mein.« Und gewann nicht auch Urvater Adam Gewalt über die Tiere, indem er sie einfach benannte?

Angesichts dessen nimmt es wahrlich nicht Wunder, wenn sich in patriarchalisch strukturierten, magisch-animistischen Vorstellungen nachhängenden Kulturen der männliche Potentat mit Vehemenz dagegen verwahrt, seinen Namen aus dem Munde einer Frau zu vernehmen.

Ernst Leisi (1978, S. 24 ff.) gibt nun zu bedenken, daß sich Spuren dieses eigenartigen Namens-Tabus durchaus auch in unseren Breiten finden. Was schließlich sollte z. B. hinter der beobachtbaren Gepflogenheit stecken, den Partner vor Außenstehenden lediglich als ›sie‹ oder ›er‹ zu bezeichnen?

Als noch weitaus signifikanter aber erweist sich in diesem Zusammenhang ein fast immer vorhandenes Merkmal in der Privatsprache eines Paares: Die sogenannten Kosenamen haben doch auch möglicherweise Funktionen, die über die des Kosens hinausgehen könnten. Offenbart sich am Ende nicht auch hier eine tief verwurzelte Scheu, den eigentlichen Namen des Partners bzw. der Partnerin zu gebrauchen? Welche Ursachen könnten solchen Hemmungen zugrundeliegen?

Auch wenn oder gerade weil die patriarchalen Strukturen unserer Zivilisation seit mindestens 5000 Jahren nur graduelle Veränderungen erfahren haben, sticht doch das oben dargelegte Argument einer möglicherweise noch immer – unterhalb unserer Rationalität – vorhandenen unterschweligen Angst vor der qua Artikulation des Namens ausübenden Gewalt über den Namens-träger nicht sonderlich; Kosenamen nämlich sind – zumindest bei oberflächlicher Betrachtung – bei Mann und Frau gleichermaßen in Gebrauch. Wollte mensch an diesem Argument festhalten, so müßte es zumindest vom Aspekt der Geschlechtsorientiertheit abgekoppelt werden. In diesem Fall bestünde eine Funktion unserer Kosenamen möglicherweise tatsächlich darin, den Partner im Vermeiden seines eigentlichen Namens die Bewahrung seiner persönlichen Integrität und Autonomie zu versichern.

Ebenso könnte natürlich auch in unseren Breiten der Name Gegenstand einer unterschweligen Verehrung sein, dessen Benutzung also nur bestimmten, sozusagen privat-zeremoniellen Gelegenheiten vorbehalten wäre.

Oder steckt am Ende doch noch etwas gänzlich anderes hinter diesem merkwürdigen Phänomen? Sind unsere Kosenamen vielleicht nichts weiter als Euphemismen, handelt es sich lediglich um den Versuch der partnerorientierten Schönrede? Immerhin ist kaum zu leugnen, daß sich mit Begriffen wie »Bärchen« und »Schnucki-putz« weitaus angenehmere Assoziationen verknüpfen als mit einem schnöden urkundlich registrierten Rufnamen.

Mit einigem Augenzwinkern allerdings könnte das eigentliche Motiv aber vielleicht noch weit jenseits von

Klang und Konnotation vermutet werden. Denken wir an die vielen umschreibenden Namen für die buchstäblich Unaussprechlichen, für Satan und Tod, so stellen wir zweifellos fest, daß Begriffe wie »Leibhaftiger« oder »Freund Hein« die Vorstellung dokumentieren, daß es gefährlich sei, jemanden beim tatsächlichen Namen zu rufen, weil er dann über uns kommen könnte. Und damit träfen wir einen Nagel am Kopf, den wir gar nicht suchten: Der als äußeres Zeichen alltäglicher Liebeswonnen verstandene Gebrauch von Kosenamen wäre mithin das genaue Gegenteil.

Wie es sich nun tatsächlich verhält, wird vorerst im Bereich des Spekultativen bleiben. Denkbar ist letztlich vieles und damit auch, daß sich hinter dem vorgeblich schmeichelnden Lockruf ein – sicherlich unbewußt in diese Form gebrachtes – Signal verbirgt, das in klaren und eindeutigen Worten ungefähr so daherkäme: »Bleib' mir vom Leibe!«

Literatur

- Grootaers, W. A.: Quelques Tabous Linguistiques. In: Orbis 1 (1952), S. 86.
- Hausherr-Mälzer, M.: Die Sprache des Patriarchats. Sprache als Abbild und Werkzeug der Männergesellschaft. Frankfurt/Main u. a. 1990.
- Kraus, F.: Die Frauensprache bei den primitiven Völkern. In: Imago (1924), S. 296 - 313.
- Leisi, E.: Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung. Heidelberg 1978.
- Meinhof, C.: Einwirkung der Beschäftigung auf die Sprache bei den Bantustämmen Afrikas. In: Globus 75 (1899), S. 361 - 364.
- Ploss, H. H./M. Bartels: Das Weib in der Natur und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Bd. 1.10., verm. Aufl. Leipzig 1913.
- Vamberg, H.: Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen geschildert. Leipzig 1885 (Neudruck Osnabrück 1970).
- Der Autor arbeitet an der Universität Duisburg, Fachbereich für Angewandte Linguistik.

Neue Bücher

Fohrmann, Jürgen/Wilhelm Voßkamp (Hrsg): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar: Metzler 1994. 792 S., 198,- DM.

von Wright, Georg Henrik: Normen, Werte und Handlungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994. 259 S., 48,- DM.

Benutzerhandbuch zu COSMAS

Doris al-Wadi: COSMAS – Ein Computersystem für den Zugriff auf Textkorpora. Version R.1.3-1. Benutzerhandbuch. Mit einem Geleitwort von Gerhard Stickel. Institut für deutsche Sprache. Linguistische Datenverarbeitung. Mannheim, 1994. – XII, 278 S. Preis: 48,- DM.

Wörter verlangen Beispiele, die Beispiele gewährt, ohne welche ihre Bestkraft verloren gieng. wie könnten Stellen (loci) heißen, deren Stelle ungenannt bliebe? der Name ihres Urhebers reicht nicht aus, sie müssen aufgeschlagen werden können; aus der Leichtigkeit dieses Nachschlagens entspringt ein großer Reiz, denn wie genau auch die Belege ausgehoben seien, der Leser hat nicht selten das Bedürfnis sie in ihrem vollständigeren Zusammenhang einzusehen: indem er weiter vordringt, findet er dicht neben den beigebrachten ausdrücken noch etwas anderes, unmittgeteilt gebliebenes, wodurch ihm das Verständnis vollends erschlossen wird. auch in der klassischen Philologie ist es hergebracht die Quelle anzuführen, aus der entnommen wurde. unbelegte Citate sind unordentlich zusammengepackt, unbeglaubigte, unbeeidete zeugen. (Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Vorrede. 1. Band: A – Biermolke. – Leipzig: S. Hirzel, 1854. – Spalte XXXVI).

In der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm wird im Jahre 1854 ein Wunsch geäußert, der in der Zeit der elektronischen Datenverarbeitung mit einem Rechensystem wie COSMAS schnell erfüllt werden kann: den wissenschaftlichen Wünschen heutiger Germanisten und Sprachwissenschaftler, Philologen und Psychologen eröffnen sich neue, ungeahnte Möglichkeiten des »Aufgeschlagenwerdens« und des »Nachschlagens«.

Mit COSMAS können ein einzelnes Wort, eine Wortgruppe, einzelne Zeichen und Zeichenketten, Wörter innerhalb eines definierten Rahmens in verschiedenen Abständen zueinander und vieles andere mehr gesucht werden, und meist in wenigen Sekunden schon zeigt COSMAS als Ergebnis der automatischen Belegrecherche die Suchobjekte im gewünschten Kontext und mit bibliographischen Beschreibungen, die den computerlesbar gespeicherten Textkorpora zur geschriebenen und gesprochenen deutschen Sprache entstammen. Eine erhebliche Erleichterung

für alle Studierenden, Lehrenden und Forschenden, die nicht mehr nach langem Suchen in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen zu exzerpieren, sondern sich nur des Computersystems zu bedienen brauchen!

Jacob Grimm und Wilhelm Grimm hatten – ohne ein Retrieval-System wie COSMAS – noch beträchtliche Schwierigkeiten, die Beispiele in ihrem Wörterbuch nicht bloß zu erfinden, sondern korrekt zu zitieren. Für vage Zitatangaben wie die folgenden erntete Jacob öffentlich einige Kritik, die er mit den in der »Vorrede« vorgetragenen »Grundsätzen« zu beschwichtigen suchte:

- doch LUTHER sagt nur *adeler*, GÖTHER nur *adler*, SCHILLER könnte *aar* gebrauchen.
- Oft heißt es *zum abzuge blasen: der obergott war froh, befahl nun abzublase*. OPITZ;
- bei LOGAU heißt es: ...
- zuweilen geht *ander* in den begriff des *linken* über. *das ufer des flusses, wo wir stehn, heißt uns das rechte, das gegenüberliegende das andere oder linke*.
- ANDERN, n. oculus, ein seltnes, nur einmal gelesenes wort: ...
- wer soll nun des vertrauens anfang machen; SCHILLER;
- ANFÜHREN ... ein wort, eine stelle, ein buch, einen verfasser *anführen*, zum zeugen beibringen, citieren [ohne Quellenangabe!].
- ANFUNKELN, ein schönes wort ... mit wild anfunkelnden augen. VOSS;

Das menüorientierte Programmsystem COSMAS (Corpus Storage, Maintenance, and Access System), für das Robert Neumann und Cyril Belica vom Institut für deutsche Sprache einen detaillierten Systementwurf und Entwicklungsplan konzipiert hatten, wurde in enger Zusammenarbeit mit der Softwarefirma MAKROLOG GmbH (Wies-

baden) erarbeitet und wird seit Mitte 1992 angewendet, um für unterschiedlichste sprachwissenschaftliche und andere sprachrelevante Untersuchungen die umfangreichen, computerlesbar aufbereiteten und als Volltextdatenbank organisierten Textmengen (Korpora) des Instituts für deutsche Sprache zu erschließen, zu pflegen und weiterzuentwickeln.

Die Programmentwicklung wurde von Andreas Herberger (MAKROLOG) und Cyril Belica (IDS) geleistet, und Robert Neumann ist bei der weiteren Vervollkommnung des Systems der verantwortliche Koordinator von Seiten des IDS.

Nach einer intensiven Testphase und nach fruchtbringenden Diskussionen mit Anwendern aus verschiedenen Disziplinen liegt jetzt das Benutzerhandbuch von Doris al-Wadi vor, das vor allem aus der Sicht des germanistischen Linguisten – sei er Muttersprachler oder, wie in vielen Fällen, Nichtmuttersprachler – den Zugang zum benutzerfreundlichen Retrievalsystem beschreibt, erklärt und an Beispielen aus der praktischen linguistischen Arbeit erläutert.

In einer sehr verständlichen Fachsprache werden die Benutzeroberfläche von COSMAS, die spezielle Tastaturverwendung, die konkreten Suchen, die mehrstufige Ergebnispräsentation (Textstatistik, KWIC-Übersichten, Einzelbelege mit beliebig groß gewähltem Kontext) und die einzelnen aufrufbaren Menüs beschrieben. Einen breiten Raum nehmen die Beispiele für das konkrete Umsetzen von Suchanfragen in die Suchanfragesyntax des Systems ein, denn COSMAS erlaubt auf Grund seines Lemmatisierungsprogramms (»Flexionsanalyse und Kompositazerlegung« von Cyril Belica) auch Recherchen nach Flexionsformen, nach Komposita und sonstigen Wortbildungsformen zu einem in der Suchanfrage enthaltenen unflektierten Wort oder Wortbildungsformphem.

Als besonders benutzerfreundlich ist hervorzuheben, daß Doris al-Wadi ihre Beschreibungen durch abgebildete Bildschirmabzüge illustriert, so daß der Benutzer dieses Handbuchs sofort erkennen kann, wie der Bildschirm aussieht, wenn er sich z. B. durch Aufrufen des Menüpunktes »Fenster« frühere Suchen zeigen läßt. Ein Anhang mit einem Überblick über alle verwen-

deten Beispiele, eine Übersicht über alle Bildschirmabbildungen, eine Übersicht über die Textkorpora des IDS und ein Stichwörterregister sind zusätzliche Orientierungshilfen.

Auf den knapp 300 Seiten dieses Handbuchs für Anfänger, für Eingeweihte und für Experten kann man alles schnell und vor allem in einem von Laien wie Spezialisten akzeptierten Sprachstil finden, um mit dem System COSMAS, das bereits von ungefähr 50 Nutzern aus aller Welt online genutzt wird, gut und erfolgreich arbeiten zu können.

Irmtraud Jüttner

Doris al-Wadi und Irmtraud Jüttner sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen in der zentralen Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung am Institut für deutsche Sprache.

Harweg, Roland: Studien über Zeitstufen und ihre Spektualität. Erster Halbband. Bochum: Universitätsverlag Dr. Norbert Brockmeyer 1994. 254 S., 44,80 DM (= Bochumer Beiträge zur Semiotik. 35/1).

Hauger, Brigitte: Johan Nicolai Madvig. The Language Theory of a Classical Philologist. Münster: Nodus 1994. 225 S., 69,- DM (= Studium Sprachwissenschaft. Beiheft 22).

Ahlzweig, Claus: Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. 242 S., 44,- DM.

Labov, William: Principles of Linguistic Change. Vol. 1: Internal Factors. Cambridge, MA: Blackwell 1994. 641 S., \$ 29,95.

Olson, David R.: The World on Paper. The Conceptual and Cognitive Implications of Writing and Reading. Cambridge: Cambridge Univ. Pr. 1994. 318 S., \$ 24,95.

Pisek, Gerhard: Die große Illusion: Probleme und Möglichkeiten der Filmsynchronisation. Dargestellt an Woody Allens »Annie Hall«, »Manhattan« und »Hannah and her sisters«. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 1994. 263 S. 48,50 DM.

»NICHTEUROPÄISCHE NICHTVERFOLGERSTAATEN«

Wortbildungserscheinungen mit »NICHT« in der deutschen Gegenwartssprache

von Wolfram Wilss

Zu den zentralen Aufgaben der empirischen Sprachwissenschaft gehört die Beschäftigung mit Wortbildungserscheinungen, weil hier die kommunikativen Bedürfnisse einer Sprach- und Kulturgemeinschaft kristallisationsartig sichtbar werden. Diese sind an der außersprachlichen Wirklichkeit oder der Lebenswelt orientiert. Zwischen außersprachlicher Wirklichkeit und sprachlicher Bewältigung dieser Wirklichkeit besteht so etwas wie ein erfahrungslogisches Abhängigkeitsverhältnis: Die für einen bestimmten Zeitraum maßgebenden Sachverhalte und soziokulturellen Ereignisse lösen sprachliche Aktivitäten aus, die auf eine Korrespondenz von Innen- und Außenwelt schließen lassen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis läßt sich heute in der deutschen Sprache (aber auch in anderen Sprachen, wie dem Englischen) in einem Ausmaß beobachten, daß man die Wortbildung als einen Musterfall sekundärer sprachlicher Kreativität (Reihenbildungskreativität, s.u.) bezeichnen kann.

Wortbildung ist heute mehr denn je eine Sprachtechnik, die durch Wiederholbarkeit geprägt ist. Von einer Sprachtechnik im Bereich der Wortbildung kann deshalb die Rede sein, weil der einigermaßen routinierte Sprachbenutzer die Wortbildungsmuster seiner Sprache auf morphologischer, syntagmatischer, semantischer und soziokultureller Ebene fast wie im Schlaf beherrscht und sie produktiv und rezeptiv mit einem kognitiven Minimalaufwand im Rahmen »flacher« Informationsverarbeitungsprozesse aktualisieren kann.

Besonders auffällig ist die Karriere des Wortbildungstyps »nicht« + Substantiv, Adjektiv- oder Verbform. Dafür im folgenden ein paar Belege:

(1) Nichtexperte, Nichteignung (für), das Nichtstattfinden der diesjährigen Wehrkunde-Tagung, Initiativkreis deutscher Nichtregierungsorganisationen; nichteuropäische Sprachen, nichtfachliches Publikum, nichtkomplexe Systeme; nichtkernwaffenbesitzende Staaten; der Anrufbeantworter – eine kom-

munikative Barriere, die nichteingeweihte Telephonierer kaum überwinden können.

Solche Wortbildungen (im folgenden »nWB« oder »nWBn«) kommen in vielen Bereichen gegenwartssprachlicher Kommunikation vor; sie können viele Sachverhalte der Alltagswelt oder der Wissenschaftswelt bezeichnen. In der Tages- und Wochenpresse und in der Fachkommunikation sind sie besonders häufig. Die genannten und die folgenden Belege stammen aus der FAZ, der SZ, der Saarbrücker Zeitung, der ZEIT und aus Fachtexten, vor allem solchen sprach- und übersetzungswissenschaftlicher Herkunft. Das diesem Aufsatz zugrunde liegende Korpus umfaßt etwa 500 Belege (neben 500 englischen Belegen); es ist im Laufe der letzten Jahre unsystematisch zusammengestellt worden. Mit »unsystematisch« ist gemeint, daß ich nicht gezielt nach nWB-Belegen gesucht, sondern (selektiv) das notiert habe, was ich bei meiner täglichen Lektüre gefunden habe. Bei einer systematischen Auswer-

tung des deutschen Gegenwartsschrifttums kämen vermutlich rasch mehrere tausend Belege – ohne nennenswerten zusätzlichen Erkenntniswert – zusammen.

Die Vielzahl der nWB-Erscheinungen und die Vorkommenshäufigkeit bestimmter Prägungen in bestimmten Textbereichen geben Anlaß zu den Fragen nach den Entstehungsbedingungen, den Verwendungsweisen, dem Durchsetzungsvermögen, den sprachverhaltenssteuernden Faktoren dieses Wortbildungstyps und – nicht zuletzt – nach sprachdidaktischen Gesichtspunkten.

Die germanistische Sprachwissenschaft hat sich, soweit ich sehe, mit diesem Wortbildungstypus trotz seiner Ubiquität nicht intensiv auseinandergesetzt, wahrscheinlich deswegen, weil »nicht« eine Verneinungspartikel ist, die mit sprachlichem und kognitivem Minimalaufwand eine Verneinung des folgenden Begriffes ermöglicht. So finden sich bei Fleischer/Barz (1992), dem m.W. neuesten Werk zur Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, nur zwei kurze Hinweise (unter 3.4.2.3. Das Präfix un-): »Das Negationselement nicht ... muß vor dem Kompositum stehen: *nichtpausfähig* (*paus-nicht-fähig), *nichtarbeitsfähig* – *arbeitsunfähig*. Beide Strukturtypen sind schon alt.« »Wird un- mit einem Relativadjektiv verbunden, wird dies in der Regel zum – steigerungsfähigen – Eigenschaftsadjektiv: *nichtenglisch* – *unenglisch*, *nichtmenschliche Lebewesen* – *unmenschlich* ...;« (1992, 271).

In der gegenwartssprachlichen deutschen Lexikographie ist die nWB-Dokumentation uneinheitlich, wegen der enormen Produktivität dieses Wortbildungstypus aber mit wachsendem Umfang. Die Lexikalisierung ist problematisch, weil es nicht immer einfach sein dürfte, zwischen »lexikonfähigen« Einträgen und lexikalischen Eintagsfliegen zu unterscheiden. Es ist nicht schwer, sich Formulierungssituationen auszudenken, wo der Sprachbenutzer spontan, im Rahmen assoziationsgesteuerter Wortbildungsschemata, selbst nWBn hervorbringt und damit, falls die deutsche Sprache solche Wortbildungserscheinungen akzeptiert oder toleriert (z.B. »Nichtverfolgerstaaten« ein Begriff, der aus der Asylbewerberdiskussion stammt), innovativ tätig wird. Fachsprachliche Bildungen fehlen in den genannten Wörterbüchern fast ganz, obwohl es dort von nWBn neuerdings geradezu wimmelt. Diese Lücke ist deshalb überraschend, weil wir in fast allen Lebensbereichen einen massiven Verwissenschaftlichungsdruck beobachten können.

Im 19. Jahrhundert hat es noch einen klar erkennbaren Abstand zwischen (Allgemein-)Bildung und Wissen, zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und historisch überlieferter Erfahrung gegeben; im 20. Jahrhundert sind diese Unterschiede, wenn nicht eingeebnet, so doch deutlich verwischt, eine Entwicklung, die zweifellos viel mit dem starken Rücktransfer von Fachwissen in lebenspraktisches Wissen zu tun hat (vgl. dazu u.a. die wissenschaftlichen Beilagen der Tages- und Wochenpresse oder auch die ziemlich viel technisches Wissen voraussetzende KFZ-Werbung). Offenbar vollzieht sich vor unseren Augen ein Übergang zu einer wissenschaftlich-technologisch-administrativen Breitenkultur, deren Herrschaftsanspruch wir nur dann richtig beurteilen (und als Sprachlehre sprachdidaktisch/sprachkritisch aufgreifen) können, wenn wir in der Lage sind, uns in ihrem Milieu einigermaßen sachverständig zu bewegen und die neuen sachverhaltensspezifischen Verkehrssprachen produktiv und rezeptiv zu beherrschen. Einen Einstieg ermöglichen die folgenden Beispiele, die bisher nicht lexikalisiert sind:

(2) Nichtwähler, Nichtangriffsfähigkeit, Nichtparlamentarier, Nichtbestehen (einer Prüfung), Nichtteilnahme (der SPD an der Abstimmung über die Entschließung der Koalitionsfraktionen in Sachen Asyl), Nicht-EG-Länder, Nichtabnehmer (von Telefonhörern), Nicht-Tennisfans, Nichtübereinstimmung (in Sachfragen), Nichtunterscheidbarkeit, Nichtübersetzbarkeit, Nichtumkehrbarkeit, Nichtverstehen etc.

(3) nichtkonventionell (Waffen), nichteuropäisch (Sprachen), nichtmilitärisch (Zwangsmittel), nichtlinear (Dynamik), nichtalgorithmisch (Denken), nichttrivial (Erkenntnisse), nichtstofflich (Süchte), nichtinvasiv (Verfahren, z.B. Magnet-Enzephalographie), nichtperiodisch (Dezimalzahl), nichtliterarisch (Texte), nichtausgesprochen (Zwischensätze), nichtmuttersprachlich (Lerner), nichtableitbar (Umstände), nichtsachspezifisch (Alltagssituation) etc.

(4) nichtabgeschlossen (Ausbildung), nichtintendiert (Thematik), nichtinfiziert (Tiere), nicht-erklärt (Ausnahmestandard), nichtassoziiert (Länder), nichtquotengebunden (Abteilung), nichtdeterminiert (Organisation eines Textes), nichtintegriert (Vorfeldposition), nichtkonstruiert (Kontexte), nichtcodierend (Bereich) etc.

Die Gruppen (2) bis (4) sind, wie leicht zu erkennen ist, nWBn mit Substantiven, Adjektiven und Verbformen (Partizipialformen). Während alle an »nicht-« angehängten Wortformen auch ohne »nicht-« existieren und sowohl attributiv als auch prädikativ auftreten können, fällt an (4) auf, daß Infinitivbildungen nicht möglich sind: Verben wie **nichtabschließen*, *nichtintendieren* oder *nichtidentifizieren* usw. gibt es nicht. Dieser Umstand erklärt sich so, daß Partizipialformen, obwohl sie ihrer Herkunft nach der Wortklasse Verb zugeordnet werden müssen, beim Über-

gang zu infiniten Verbformen Adjektiveigenschaften angenommen haben und damit zusammen mit der präfixoiden Form »nicht-« komplexe Sinneinheiten bilden können.

Solche Sinneinheiten sind, wie eingangs erwähnt, relativ leicht zu produzieren und zu verstehen, weil sie hochgradig »konfiguriert« sind. »Konfigurationen« sind wiederkehrende, typisierbare dynamische Ereignisse oder (als Randfall) statisch-relationale Gebilde. Der Begriff der Konfiguration wird ... ganz allgemein als ein Objekt der Wahrnehmung, der Erkenntnis genommen, das die notwendige Konstanz und ... Prägnanz hat. Es kann selbst vom Geist konstituiert sein, also *im* Geiste sein und somit ... *intentional* genannt werden« (Wildgen 1988, 313f.). Was Wildgen mit Geistkonstituiertheit meint, kann man auch so ausdrücken: Sprachliche Aktivität basiert auf einer internen Verarbeitungsgrammatik. Das menschliche Gehirn ist offenbar so organisiert, daß es sich bei der Verarbeitung von Informationen auf funktionale Bezüge in der ihm zugänglichen Erfahrungswelt mit den jeweils maßgebenden Erfahrungsregeln stützt. Dabei spielt die Fähigkeit zum Erkennen von verhaltenssteuernden und verhaltensordnenden Mustern eine wichtige Rolle. Diese Fähigkeit ist offenbar analog bestimmt; dieser Umstand erklärt, warum es auf dem Gebiet der Wortbildung sehr oft zu umfangreichen Reihenbildungen kommt (Wilss 1986, Kap. IV). Wortbildungsmuster fungieren wie mentale »scripts«, die eine Selbststabilisierung der Sprachverwendung ermöglichen. Wir beobachten hier eine Art »Selbstlauf« der Sprache; sie verstärkt die im Menschen ohnedies angelegte »Stimmung zur Ordnung« (Kant) und intensiviert die Tendenz zur Organisation von Erfahrungen in Gleichheiten und Ähnlichkeiten und zum Aufbau von gleichförmigen, »projektiven« Wahrnehmungs- und Verhaltenskategorien. In ihrer Eigenschaft als effektives Wiederholungsverfahren ist die Reihenbildung dem Prozeß der Automatisierung unterworfen. Ihre textuelle Plurifunktionalität und die mit ihrer Verwendung verbundenen Möglichkeiten des ökonomischen Sprachgebrauchs wirken sich kumulativ aus; sie schafft somit die Voraussetzungen für eine schemafundierte Sprachaktivität in vielen Bereichen des »universe of discourse«. Die Verarbeitung von komplexen Sinneinheiten des hier vorgestellten Typs (und aller produktiven Wortbildungstypen) wird dann eine Angelegenheit, die sich weithin im Unterbewußtsein abspielt.

Daß sich in der Fachkommunikation nWBn so breit machen, hängt damit zusammen, daß jedes Zeitalter unter

dem Einfluß der jeweils zeittypischen Denkformen seine theoretische und forschungspraktische Grundkonzeption favorisiert, und diese besteht heute, wie man an der Bedeutung der Computerwissenschaften zeigen kann, in einer binären Denkweise. Sie dokumentiert sich im Rahmen von nWBn in einer Art Ja/Nein-Nebeneinanderstellung:

(5) fiktionale und nichtfiktionale Literatur, Unterscheidung zwischen nichtreflexivem und reflexivem (Sprach-)Gebrauch, wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Kritik, sprachliche und nichtsprachliche Faktoren, Fachtext und Nichtfachtext, Teilnahme bzw. Nichtteilnahme etc.

Bleibt noch – neben vielem, aus Raumgründen nicht einmal Andeutbar – die Frage, wie sich die Deutschen ausgedrückt haben, bevor sich das

nWB-Muster in der Sprachverwendung so breit gemacht hat. Offenbar gehört es zum kognitiven Stil der Gegenwart, syntagmatisch komprimierten Formulierungen vor syntaktisch ausladenden Strukturen den Vorzug zu geben und mit verkürzenden »Vorwärtsparaphrasen« zu arbeiten (»Nichtverfolgerstaaten« = Staaten, deren Bürger aus politischen oder anderen Gründen nicht verfolgt werden). Die Sprachverwendung folgt damit einem Trend, den Gehlen in sozialpsychologischem Zusammenhang mit »Entlastung« bezeichnet hat (1957). Dies ist kein spezifisch deutsches Problem; Sprachverkürzungs- oder Sprachvereinfachungsstrategien gibt es auch in anderen Sprachen (z.B. im Englischen und im Französischen). Deshalb hat Christian Schmitt in einem Saarbrücker Vortrag 1992 zu Recht von »Euromorphologie« gesprochen.

Literaturhinweise

W. Fleischer/I. Barz (1992), Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Unter Mitarbeit von M. Schröder. Tübingen: Niemeyer.

A. Gehlen (1957), Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft. Hamburg: Rowohlt.

W. Wildgen (1988), Konfiguration und Perspektive in der dynamischen Semantik. In: Linguistische Berichte 116, 311-343.

W. Wilss (1986), Wortbildungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Theoretische Grundlagen – Beschreibung – Anwendung. Tübingen: Narr.

Der Autor ist Professor (em.) für Übersetzungswissenschaft an der Universität des Saarlandes.

Rezension

Schlag- und Schlüsselwörter

Wie auf einer Reise mit der Zeitmaschine fühlt man sich bei der Lektüre der Artikel von

Thomas Niehr: Schlagwörter im politisch-kulturellen Kontext. Zum öffentlichen Diskurs in der BRD von 1966 bis 1974. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1993, 456 S. DM 84,-

Es handelt sich bei diesem Buch – was uns sein Titel nicht so ohne weiteres vermuten läßt – im wesentlichen um ein Wörterbuch (Schlagwörterbuch) der Jahre 1966 – 1974, wenn es auch nur dreiunddreißig Lemmata behandelt. Fast vier Fünftel des gesamten Buches macht der Wörterbuchteil aus. Ihm vorangestellt sind zwei Kapitel über Schlagworttheorie und -lexikographie sowie zur Konzeption des Wörterbuches. Manches Nützliche enthält ein »Anhang«, u.a. die Kürzel der benutzten Quellen.

Welcher Quellen? Niehr hat (fast) alle Jahrgänge von »Spiegel«, »Zeit«, »Frankfurter Hefen«, »Merkur« und »Der Monat« seines Zeitraums durchgesehen, außerdem noch einige andere Texte. Wenn er etwas Schlagwortartiges bemerkt hat, hat er sich die Stelle exzerpiert. Zählungen ergaben zweifelsfreie (»zwanzig oder mehr« Belege) oder zweifelhafte (»fünf oder weniger«)

Schlagworthaftigkeit im untersuchten Zeitraum; auf statistische Validität erhebt diese Zählung dankenswerterweise keinen Anspruch. Andere Kriterien waren schließlich für die Schlagwortauswahl ausschlaggebend: »die Umstrittenheit eines Wortes und eine besondere Bedeutung für den öffentlichen Diskurs« (S. 45).

Manchmal aber auch nur die Umstrittenheit der mit dem Wort gemeinten Sache, so bei »Anerkennung« (der DDR bzw. Oder-Neiße-Linie), »Dutschke« (»ein Sonderfall«), »Gastarbeiter«, »Große Koalition«, »Happening«, »Oder-Neiße-Linie«, »Ostverträge«, »Paragraph 218«, »Pop-Art«, »Sex-Welle«, »Vietnam-Krieg«.

Damit habe ich schon elf der dreiunddreißig Lemmata des Wörterbuches aufgelistet. Wie man sieht: Es ist ein buntes Bild der Zeit, das es vermittelt. Das geschieht durch die zitierten Quellentexte und die Kommentare des Verfassers zu Bedeutung und Gebrauch, zu In- und Aus-der-Mode-Kommen der behandelten Schlagwörter. Die historisch-narrative Kommentierung ist ein Novum in der Schlagwortlexikographie.

Gibt es an dem Buch von Niehr auch etwas zu bemängeln? Erstens: Theorie (»Schlagwörter« stehen laut Definition für ein Programm bzw. Ziel) und Praxis

(man vergleiche die zitierte Liste) seiner Schlagwortforschung klaffen auseinander (was der Autor allerdings bestreitet). Zweitens: Die zitierten »Zeit«- und »Spiegel«-Texte usw. bilden den politischen Diskurs höchst unvollkommen ab; die Wochen- oder Monatschriften setzen ja bei ihren Lesern eine Kenntnis dieses eigentlich politischen Diskurses schon voraus, den sie mit ihrem eigenen Diskurs in aller Regel bloß (betulich oder hämisch oder sonstwie, wie es eben ihre Art ist) kommentieren und begleiten. Manche der Belege sagen wenig oder gar nichts über Wort und Sache. Drittens: Dreiunddreißig Lemmata sind zu wenig für die höchst ereignisreichen Jahre 1966 – 1974.

Insgesamt bestätigt dieses Buch, daß Schlag- und Schlüsselwörter für die Lexikologie und Lexikographie ein wichtiges und interessantes Thema sind.

Fritz Hermanns

Der Autor ist Privatdozent an der Universität Bayreuth.

Sprachsituation und Sprachkultur als Forschungsgegenstand

Teil 2

Ein wichtiges Charakteristikum jeder Sprachsituation ist, welche und wieviele Sprecher über Zweisprachigkeit (Bilingualismus) oder Mehrsprachigkeit (Multilingualismus) verfügen. Für die internationale Kommunikation wie auch für die Kommunikation innerhalb multikultureller Länder gibt hier die Statistik über die in einem Lande gelernten Fremdsprachen einen ersten Anhaltspunkt (vgl. Tabellen 2 und 3 in: SPRACHREPORT 2/94, Teil 1, S. 12).

Aber diese Aufstellung sagt natürlich noch nichts über die tatsächlich erlangte Fähigkeit, die Fremdsprache auch in der Praxis verwenden zu können. Hier sind zusammenfassende Charakteristika über die Ergebnisse des Fremdsprachenunterrichts erforderlich.

Wenn auch das Merkmal der »selbständigen Sprachen« für die Charakteristik von Sprachsituationen grundlegend ist, so ist es doch keineswegs das einzige wichtige Merkmal. Ich vertrete die Auffassung, daß auch die folgenden Merkmale Wesentliches zur näheren Bestimmung von Sprachsituationen beitragen können (Das Merkmal 1 *Selbständige Sprachen* ist bereits behandelt):

2. *Sprachschichten/Existenzformen* (Typen: Literatursprache/Standardsprache, Umgangssprache, Dialekt).
3. *Varietäten*, die mit der Arbeitsteilung in der Gesellschaft zusammenhängen, wie Funktionalstile (z.B. Stil der Wissenschaft, administrativer Stil etc.), Gattungsstile, Textsortenstile.
4. *Realisationsweisen* (gesprochene Sprache, geschriebene Sprache/gedruckte Sprache; Realisationsweisen, die den Übergang zwischen gesprochener und geschriebener Sprache vermitteln).
5. *Normen* (kodifizierte, nichtkodifizierte Normen; variable, invariable Normen; gegebene, gesetzte Normen).
6. *Kommunikationsbereiche* wie Bereich der Wirtschaft, des Sports, der Kultur etc.
7. *Soziolekte* (Generationssoziolekte wie »Jugendsprache«; Berufssoziolekte/»Fachjargons«; Soziolekte von Eliten, von Deklassierten).
8. *Bewertungen* der selbständigen Sprachen sowie der unter 2. bis 7. genannten Merkmale, in denen die Sprachbenutzer ihre Einstellung zum Ausdruck bringen. Dabei sind zu unterscheiden: positive, neutrale, negative Bewertungen. Die positive Bewertung einer Sprache kann sie zur »Prestigesprache« machen. Als ein klassisches Beispiel für die positive Bewertung einer Sprache sei auf die Äußerung Lomonosovs über das Russische verwiesen (s. Teil 1), deren Pathos sich vermutlich aus der Opposition erklärt, da zu seiner Zeit das Französische und das Deutsche an der Petersburger Residenz Prestigesprachen waren.

Jeder Versuch, Merkmale für die Beschreibung von Sprachsituationen aufzustellen, ist notwendigerweise mit dem Charakter des Unvollständigen behaftet, denn gerade bei einem so komplexen Gegenstand, wie ihn die Sprachsituation darstellt, ist die Wirklichkeit stets unendlich viel reicher als die Wissenschaft sie zu erfassen vermag. Gerade der Aspektreichtum der Sprache macht es schwierig, alle wesentlichen Seiten der Sprachsituation zu erfassen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß man eine Hierarchie der Gesichtspunkte von »wesentlich« über »weniger wesentlich«

bis »unwesentlich« annehmen kann, wobei es allerdings keine absolute, für alle Länder und Zeiten gültige Hierarchie geben kann, sondern nur eine Hierarchie, die mit den übrigen Seiten des sozialen Lebens in Wechselwirkung steht.



Titelblatt der deutschen Ausgabe von Lomonosovs Russischer Grammatik (vgl. auch SPRACHREPORT 2/94).

Die Aufstellung einer Liste von Merkmalen, nach denen verschiedene Sprachsituationen untersucht werden können, ist ein wichtiger methodischer Schritt. Erst sie schafft die Voraussetzungen dafür, daß die Ergebnisse solcher Untersu-

chungen überhaupt miteinander verglichen werden können. Nur dann, wenn bei der Untersuchung einheitliche Merkmale zugrunde gelegt werden, ist es möglich, die verschiedenen Sprachsituationen, die in einem Lande aufeinander folgen oder die in verschiedenen Ländern zur gleichen Zeit bestehen, sinnvoll zueinander in Beziehung zu setzen. Im erstgenannten Fall handelt es sich um den diachronischen Vergleich, im letzteren um den synchronischen (konfrontativen) Vergleich.

Zur Erforschung von Sprachsituationen sind wegen der Komplexität des Gegenstandes die unterschiedlichsten Methoden anzuwenden. Es ist natürlich völlig ausgeschlossen, hier auch nur den Versuch eines Überblicks zu geben. Ich möchte mich deshalb auf einige Beispiele beschränken, die mit dem Gebiet in Zusammenhang stehen, das man gewöhnlich als »geschriebene Sprache« bezeichnet. Diese Seite des Gegenstandes ist insofern besonders interessant, als sie nicht nur Aussagen über Sprachsituationen der Gegenwart, sondern auch über solche der Vergangenheit ermöglicht.

Eine wichtige Frage ist z.B., in welchem Maße sich in den verschiedenen Ländern Europas breiteste Bevölkerungsschichten elementare Kenntnisse der geschriebenen Sprache aneignen konnten, d.h. also, wie der Prozeß, den wir heute »Alphabetisierung« nennen, historisch verlaufen ist. Dabei kann man einen direkten Zusammenhang zwischen der Einführung der Schulpflicht, der tatsächlichen Ausweitung der Volksbildung und der Aneignung der geschriebenen Sprache annehmen. Aufschlußreich ist z.B. eine Statistik – sie wurde bereits 1868 von dem »Moralstatistiker« A. v. Oettingen veröffentlicht –, die darüber Auskunft gibt, wie in England zwischen 1754 und 1865 die Zahl der Männer und Frauen zunahm, die bei je 100 Eheschließungen mit ihrem Namen unterschreiben konnten: [Tabelle 4]

Unterschriften bei Eheschließungen in England
nach Oettingen (1868) Anhang S.137

| Jahr | Männer | | Frauen | | Männer und Frauen | |
|-------------|---------|---------|---------|---------|-------------------|---------|
| | Prozent | Progreß | Prozent | Progreß | Prozent | Progreß |
| 1754 – 62 | 62 | 0 | 41 | 0 | 51,5 | 0 |
| 1799 – 1804 | 67 | 5 | 41 | 0 | 54 | 2,5 |
| 1840 | 66 | 4 | 50 | 9 | 58 | 6,5 |
| 1845 | 67 | 5 | 50 | 9 | 58,5 | 7 |
| 1850 | 69 | 7 | 54 | 13 | 61,5 | 10 |
| 1855 | 70 | 8 | 59 | 18 | 64,5 | 13 |
| 1860 | 74 | 12 | 64 | 23 | 69 | 17,5 |
| 1865 | 78 | 16 | 68 | 27 | 73 | 21,5 |

London allein

| | | | |
|------|----|----|----|
| 1865 | 89 | 83 | 86 |
|------|----|----|----|

Tabelle 4

Bemerkenswert an dieser Statistik ist einmal, daß in England im Landesdurchschnitt in rund hundert Jahren der Anteil der schreibkundigen Eheschließenden um etwa 20 Prozent zugenommen hat. Zum anderen besteht ein deutlicher Unterschied zwischen Männern und Frauen, was offensichtlich mit der Benachteiligung der Frauen bei der Schul-

bildung zusammenhängt. Die Differenz wird zwar im Laufe des Jahrhunderts geringer, beträgt aber 1865 noch 10 Prozent. Aufschlußreich ist auch, daß der Anteil der Schreibkundigen in London wesentlich höher liegt als im Landesdurchschnitt. Wenn hier auch nur Angaben für 1865 vorliegen, so kann man daraus doch auf das Zurückbleiben des ländlichen Schulwesens gegenüber dem städtischen schließen.

In Rußland bzw. der Sowjetunion wurde der Stand der Alphabetisierung bei Volkszählungen ermittelt. Das Ergebnis, das sich auf die des Lesens und Schreibens kundige Bevölkerung im Alter von 9 bis 49 Jahren bezieht, zeigt 1897 zwischen den einzelnen Landesteilen erhebliche Unterschiede (Estland 96,2 % Alphabetisierte, Lettland 79,7 %, Litauen 54,2 %, Belorußland 32 %, das Gebiet der späteren RSFSR 29,6 %, Ukraine 27,9 % Georgien 23,6 %, Moldawien 22,2 %, Armenien und Aserbaidshan jeweils 9,2 %, Kasachstan 8,1 %, Turkmenien 7,8 %, Kirgisien 3,1 %, Usbekistan 3,6 %, Tadshikistan 2,3 %). Die intensiven Bemühungen des sowjetischen Bildungswesens lassen den Anteil der Analphabeten in historisch relativ kurzer Zeit zurückgehen, wie die Ergebnisse der Volkszählungen von 1926, 1939, 1959 und 1970 ausweisen (vgl. Scharnhorst 1985, S. 285).

Was die Rezeption geschriebener Sprache angeht (der Begriff »geschriebene Sprache« schließt die gedruckte ein), so sagt sie viel über das Kulturniveau und indirekt auch über das Sprachkulturniveau eines Landes aus. Menschen, die gerne Bücher lesen, beherrschen die Literatursprache zumindest passiv; in der Regel wirkt sich die Lektüre aber auch positiv auf die aktive Beherrschung der Literatursprache aus. Eine Statistik, die Angaben zur Buchproduktion eines Landes macht, läßt also vorsichtige Schlüsse über die Kenntnis der geschriebenen Literatursprache zu.

Sprachkultur als Gegenstand der allgemeinen Sprachwissenschaft

Sprachkultur als internationaler Forschungsgegenstand knüpft an einen weit gefaßten Kulturbegriff an, der sowohl mit der gegenständlich-praktischen als auch mit der intellektuellen

tuellen, moralischen, ästhetischen etc. Tätigkeit der Menschen im Zusammenhang steht. Wir unterscheiden dabei a) den Prozeß der Vervollkommnung der Sprache (Sprachkultivierung) und b) den Entwicklungsstand, der bei diesem Prozeß erreicht wurde (Sprachkulturniveau) (vgl. Kuchař/ Stich 1976, S. 332). Wenn von den Aufgaben der Sprachkultur die Rede ist, so ist damit der Auftrag gemeint, den sich Sprachwissenschaftler und andere Interessierte selbst stellen, um die Sprache im Rahmen von Sprachsituationen unter dem Gesichtspunkt des Sprachkulturniveaus zu untersuchen und daraus Vorschläge und Empfehlungen zur Sprachkultivierung abzuleiten. Das kann in Form von Nachschlagewerken (Wörterbüchern, Grammatiken, Stilistiken, Rhetoriken, Handbücher zur Orthoepie und Orthographie) oder als Sprachunterricht, Sprachberatung, Sprachkritik geschehen. Sprachkultur in diesem Sinne hat stets eine integrierende Funktion für die verschiedenen sprachwissenschaftlichen Disziplinen.

Eine so verstandene Sprachkultur arbeitet nicht nur intradisziplinär, sondern auch interdisziplinär. So nutzt sie z.B. nicht nur die Ergebnisse der Soziologie und der Psychologie, sondern steht auch in enger Verbindung mit der Kulturwissenschaft, der Literaturwissenschaft, der Kunstwissenschaft, der Poetik und Ästhetik. Da sie stark historisch orientiert ist, strebt sie die Zusammenarbeit mit der Geschichtswissenschaft an.

Die Meinung, daß Sprachkultur nur mit Bezug auf eine bestimmte Sprache (die dänische, deutsche, englische, französische, italienische, lettische, russische, slowakische, sorbische, tschechische, ungarische Sprache, nicht zu vergessen das Esperanto) sinnvoll sei, läßt sich nicht länger halten. Sprachkultur geht über den Rahmen *einer* Sprache hinaus, sie ist auch – und wird es mehr und mehr – eine Angelegenheit, die viele Sprachen betrifft. Zwar verwirklicht sich Sprachkultur jeweils im Rahmen einer Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft, aber die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, die dabei wirksam sind, sind nicht auf *eine* Sprache, *eine* Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft beschränkt. Zwischen ihnen gibt es neben Besonderheiten so viele allgemeine Züge, daß Sprachkultur auch ein Gegenstand der allgemeinen Sprachwissenschaft sein kann.

Notwendig sind Forschungen, welche die Geschichte der Sprachkultur bis in die Gegenwart hinein sowohl in einzelnen Ländern und Territorien als auch in ihrem wechselseitigen Zusammenhang herausarbeiten. Am Ende sollte eine historisch-vergleichende Darstellung der Sprachkultur in Europa stehen, die auch die Einflüsse außereuropäischer Kulturen nicht unbeachtet läßt.

Literaturhinweise

Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur (1932), (1976) in: Grundlagen der Sprachkultur I, 74-85.

Ammon, Ulrich/ Mattheier, Klaus J. / Nelde, Peter H. (1991): Sociolinguistica 5. Schwerpunkt: Status und Funktion der Sprachen in den Institutionen der Europäischen Gemeinschaft, Tübingen: Niemeyer.

(1992): Sociolinguistica 6. Nationalsprachenentstehung in Osteuropa, Tübingen: Niemeyer.

Dobrovský, Joseph (1809): Ausführliches Lehrgebäude der Böhmischen Sprache für Deutsche. Prag: Herrl.

Faensen, Johannes (1983): Sprachen in der UdSSR. Verzeichnis der Namen mit Angaben zu Verbreitung, Sprecherzahl, Schrift und Publikationsstatistik, Osnabrück: Biblio Verlag.

Fleischer, Wolfgang (1993): Stilistische Aspekte der Sprachkultur. In: Fleischer, Wolfgang/ Michel, Georg/ Starke, Gunter, Stilistik der deutschen Gegenwartssprache, 289-307. Frankfurt a. M./Berlin/New York/Paris/Wien: Peter Lang.

Grau, Conrad (1988): Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg. Leipzig: Edition.

Greule, Albrecht/ Ahlvers-Liebel, Elisabeth (1986): Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.

Grundlagen der Sprachkultur (1976-1982): Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. In Zusammenarbeit mit Karel Horálek und Jaroslav Kuchař herausgegeben von Jürgen Scharnhorst und Erika Ising. 2 Teile, Berlin: Akademie-Verlag.

Haarmann, Harald (1993): Die Sprachenwelt Europas. Geschichte und Zukunft der Sprachnationen zwischen Atlantik und Ural, Frankfurt a. M./ New York: Campus.

Hansen, Klaus (1987): Zum Begriff der Sprachsituation, In: Hansen, Klaus (Hrsg.), Studien zur Sprachvariation (unter besonderer Berücksichtigung des Englischen), 6-49, Berlin: Humboldt-Universität, Sektion Anglistik/Amerikanistik.

Harnack, Adolf (1900): Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. 3 Bde. Berlin.

Historická statistická ročenka ČSSR (1985): Praha: SNTL/Alfa.

Haugen, Einar (1984): Die skandinavischen Sprachen. Eine Einführung in ihre Geschichte. Übertragung aus dem Englischen von Magnús Péturson, Hamburg: Buske.

Ising, Erika (1959): Wolfgang Ratkes Schriften zur Grammatik. 2 Teile, Berlin: Akademie-Verlag.

Jersch-Wenzel, Stefi (1986): Der mindere Status als historisches Problem. Überlegungen zur vergleichenden Minderheitenforschung, Berlin: Historische Kommission (Information, Beiheft 6).

Kuchař, Jaroslav/ Stich, Alexander (1976): Theorie und Praxis der Sprachkultur in der Gegenwart. In: Grundlagen der Sprachkultur I, 330-357.

Lehmann, Ulf (1986): Michail Lomonosow. In: Duwel, Wolf/ Grasshof, Helmut (Hrsg.), Geschichte der russischen Literatur von den Anfängen bis 1917, Bd. 1, 140-149. Berlin: Aufbau.

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1983): Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Herausgegeben von Uwe Pörksen, Stuttgart: Reclam.

Lomonosov, Michael (1764): Rußische Grammatick, Aus dem Rußischen übersetzt von Johann Lorenz Stavenhagen, St. Petersburg: Academie der Wissenschaften.

Machiavelli, Nicollo (1925): Ob die Sprache, welche Dante, Petrarca und Boccaccio geschrieben, Italienisch, Toskanisch oder Florentinisch zu nennen? In: Machiavelli, Niccolo, Gesammelte Schriften in fünf Bänden, 5. 285-304, München: G. Müller.

Obnorskij, S. P. (1960): Lomonosov i russkij literaturnyj jazyk. In: Obnorskij, S. P.: Izbrannye raboty po russkomu jazyku, 162-176, Moskva: Učpedgiz.

v. Oettingen, Alexander (1868): Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre, Versuch einer Sociaethik auf empirischer Grundlage, Teil 1.1. Erlangen: Deichert.

Otto, Karl P. (1972): Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Stuttgart: Metzler.

Richter, Liselotte (1946): Leibniz und sein Rußlandbild, Berlin: Akademie-Verlag.

Scharnhorst, Jürgen (1980 a): Zum Status des Begriffs Sprachsituation, In: ZPSK 33, 109-118.

– (1980 b): Zu einigen Grundbegriffen bei der Analyse von Sprachsituationen: In: ZPSK 33, 655-663.

– (1981 a): Zum Wesen des Begriffs Funktionalstil, In: ZPSK 34, 305-314.

- (1981 b): Die Theorie der Sprachkultur und ihre Anwendung im Norden der DDR. In: Linguistische Studien, Reihe A/75,1, 30-48. Berlin: Akademie der Wissenschaften.
- (1985): Sprachkultur in der sowjetischen Sprachwissenschaft der 20er Jahre, In: ZPSK 38, 283-296.
- (1990): Sprachkultur. Geschichte und Perspektiven. In: Deutscherunterricht 43, 223-231.
- (1991): Leibniz und die Sprachkultur. In: Sprachreport 2, 10-12.
- Schmitt, Christian (1988): Typen der Ausbildung und Durchsetzung von Nationalsprachen in der Romania, In: Ammon, Ulrich/ Mattheier, Klaus J./ Nelde, Peter J. (Hrsg.), Sociolinguistica 2. Standardisierungsentwicklungen in europäischen Nationalsprachen, 73-116, Tübingen: Niemeyer.
- Schneider, Reinhart (1982): Die Bildungsentwicklung in den westeuropäischen Staaten 1870-1975. In: Zeitschrift für Soziologie 11, 207-226.
- Sergijewski, Maxim W. (1979): Geschichte der französischen Sprache, München: Beck.
- Sovetskaja istoričeskaja enciklopedija (1966): T. 9. Moskva: Sov. Enciklopedija.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1992 (1991): Herausgegeben vom Bundesamt für Statistik, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Trost, Pavel (1965): Deutsch-tschechische Zweisprachigkeit. In: Havránek, Bohuslav/ Fischer, Rudolf (Hrsg.), Deutsch-tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und der Kultur, 20-28, Berlin: Akademie-Verlag.
- Weinrich, Harald (1988): Wege der Sprachkultur, München: dtv.
- Wimmer, Rainer (Hrsg.: 1985): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf: Schwann (Sprache der Gegenwart 63).
- Winter, Eduard (1968): Frühliberalismus in der Donaumonarchie. Religiöse, nationale und wissenschaftliche Strömungen 1790-1868, Berlin: Akademie-Verlag.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität Berlin.

Heidrun Kämper-Jensen

Deutsches Fremdwörterbuch – Bericht aus der Werkstatt

Probleme der Fachsprache im allgemeinsprachlichen historischen Wörterbuch.

Als ein historisch ausgerichtetes Belegwörterbuch verzeichnet das Deutsche Fremdwörterbuch den allgemein gebräuchlichen fremdsprachlichen Wortschatz der deutschen Sprache: Bedeutungsgeschichten von Fremdwörtern innerhalb des deutschen Sprachsystems werden erzählt und mit Belegen aus einer Vielzahl von Textsorten bzw. -bereichen dokumentiert. Es ist sozusagen der Grimm der Fremdwortlexikographie, wenn auch mit einer Entstehungsgeschichte, die für die erste Bearbeitung nur 75 Jahre dauert. Der erste Band, vom Begründer des Wörterbuchs Hans Schulz bearbeitet, erschien 1913 und umfaßt die Wörterbuchstrecke A bis K; Band zwei (L bis P), von Otto Basler bearbeitet, erschien 1942; Band drei (Q bis R) 1977 (Bearbeiter Otto Basler [Q] bzw. ein Lexikographenteam des Instituts für deutsche Sprache, das auch die folgenden Bände herausgegeben hat); Band vier (S) 1978; Band fünf (T) 1981; Band sechs (U bis Z) 1983; 1988 schließlich erschien ein Registerband, hg. von Alan Kirkness, der neben einem Quellenverzeichnis mit einem Apparat von fünf verschiedenen Registern den deutschen Fremdwortschatz erschließt und den Zugriff alphabetisch, rückläufig, chronologisch, hinsichtlich Herkunft bzw. Wortklassen ermöglicht. Zur Zeit erfahren die »alten« Wörterbuchstrecken A bis Q, die noch nicht nach den heute üblichen lexikographischen Prinzipien bearbeitet wurden, eine Neubearbeitung am Institut für deutsche Sprache.

Fachsprachliche Wortbedeutungen in allgemeinsprachlichen Wörterbüchern darzustellen ist eine lexikographische Herausforderung, der sich Wörterbuchmacher seit 250 Jahren zu stellen haben. Das erste Fachsprachen integrierende all-

gemeinsprachliche Wörterbuch ist Frischs »Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch« von 1741 – Leibniz' Kategorie der *cornu copiae* der technischen Termini, welche er in seinen programmatischen »Unvorgreiflichen Gedanken« vorstellt, kann als Vorläufer betrachtet werden. Seither ist die Darstellung der systematischen semantischen Verflechtung von Fachsprache und Gemeinsprache lexikographisches Problem. Die Kritik (der Metalexikographie) zeigt, daß der Königsweg noch nicht gefunden ist (vgl. u. a. Wiegand 1977; v. Hahn 1983, 108; vgl. auch Schmidt 1986, 53). Es müßten wohl Königswege sein, denn die Darstellung fachsprachlicher Bedeutungen in einem allgemeinsprachlichen Wörterbuch ist zuallererst geprägt von den je eigenen lexikographischen Prinzipien, auf denen das entsprechende Wörterbuch aufbaut. Für das Deutsche Fremdwörterbuch gilt: Auswahlkriterium für die Lemmatisierung (Ansetzung als Stichwort) ist (u. a.) ein erzählenswerter »Lebenslauf« eines potentiellen Lemmas, begleitet von dem Merkmal seiner Allgemeinsprachlichkeit. Letzteres bedeutet einerseits: ein Fremdwort, auch wenn es eine lange Tradition hat, wird dann nicht lemmatisiert, wenn es ausschließlich fachsprachlich gebraucht wird; andererseits: fachsprachliche Bedeutungen gilt es dann darzustellen, wenn sie eine Einzelbedeutung eines auch gemeinsprachlich gebrauchten Lemmas ausmachen. Primäres Ziel ist die Beschreibung der Wortgeschichte: Wann erscheint ein Lemma und in welcher Bedeutung, wann erfährt es Bedeutungswandel, in welchem Verhältnis stehen seine Einzelbedeutungen zueinander? Erst danach besteht die Aufgabe darin, dem Benutzer den richtigen Gebrauch der Fachbedeutung zu vermitteln, die für gegenwartsbezogen

synchron angelegte allgemeinsprachliche Wörterbücher an erster Stelle steht (vgl. Wiegand 1977, 51). Insofern hat ein historisches Bedeutungswörterbuch zwischen der seinem Konzept zugrundeliegenden deskriptiven Beschreibung und der von einer fachsprachlich-terminologischen Abbildung geforderten normativen Definition zu vermitteln.

Im folgenden seien am Beispiel des neuen Artikels *Äquivalent* (mit den Ableitungen *äquivalent*, *Äquivalenz* und einer Reihe von Zusammensetzungen) einige Überlegungen zu dem Komplex Fachsprache und Gemeinsprache und ihrer lexikographischen Darstellung angestellt.

Stationen des »Lebenslaufs« – die semantische Struktur

Anhand der Belege, über die wir für die Abfassung des Artikels verfügen, läßt sich etwa folgender »Lebenslauf« von *Äquivalent* und seinen Ableitungen rekonstruieren. Das Wort kommt im frühen 17. Jahrhundert in der deutschen Sprache in zwei Bedeutungen auf: Im Dreißigjährigen Krieg wurde es im politischen Diskurs als Wort der Diplomatensprache gebraucht im Sinn von »Entschädigung für Gebietsabtretungen«. In dieser Bedeutung wird es seit dem 18. Jahrhundert nur noch vereinzelt historisierend verwendet. Etwa zu gleicher Zeit erscheint es in allgemeinsprachlicher Bedeutung, die sich im 18. Jahrhundert stabilisiert: »gleichwertiger Ersatz, vollwertige Entsprechung, Gegenleistung, Entschädigung, Ausgleich«. In dieser allgemeineren bildungssprachlichen Verwendung ist es bis in die Gegenwart belegt und als Wortbildungselement produktiv (*Tausch-*, *Geld-*, *Nahrungsäquivalent*). Kennzeichen dieses Gebrauchs ist, daß das Merkmal »vollwertig« z.T. abgeschwächt wird, so daß *Äquivalent* gelegentlich auch die Bedeutung »geringerwertiger Ersatz« aktualisiert. In grammatischer Hinsicht bemerkenswert ist, daß das Lemma zunächst mit den Präpositionen *zu* und *als* gebraucht wird, im 18. Jahrhundert auch mit *gegen*, während sich der heutige Gebrauch mit *für* seit dem 18. Jahrhundert durchsetzt (daneben zunehmend Konstruktion mit Genitivobjekt).

Die fachsprachliche Bedeutung ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts belegt, zunächst in der Chemie als »gleichwertige Menge von Substanzen, die sich bei einer chemischen Reaktion ohne Rest umsetzen«, übertragen auch »Verhältniszahl eines Elements«. Die Zusammensetzungen *Äquivalenzzahl*, *Äquivalentbestimmung*, *Milliäquivalent* zeigen fachsprachliche Wortbildungsproduktivität an. Zur gleichen Zeit erscheint das Wort auch in der physikalischen Fachsprache in der Bedeutung »Entsprechung einer bestimmten Wärmemenge und eines bestimmten Arbeitsquantums« mit der Zusammensetzung *Wärmeäquivalent*. Die Ableitungen *äquivalent* und *Äquivalenz* (beide 18. Jahrhundert) schließen sich zunächst an die allgemeinsprachliche Bedeutung an im Sinn von »gleichwertig, entsprechend« bzw. »Gleichwertigkeit, Wertgleichheit«, bevor dann beide zunächst in die Fachsprache der Chemie (auf unter ähnlichen Bedingungen gleich reagierende Substanzen bezogen bzw. »Gleichwertigkeit chemischer Substanzen«) und die der Physik (auf das Verhältnis von Arbeit und Energie bezogen bzw. »Gleichwertigkeit von Arbeit und Energie«) übernommen werden (mit Zusammensetzungen wie *bioäquivalent*; *Äquivalenzbestimmung*, *Bioäquivalenz*, *Äquivalenzprinzip*). Die Geschichte des Substantivs setzt sich in der Gegenwart fort: einerseits als Wort des wirtschaftspolitischen bzw. steuerrechtlichen Diskurses in der Bedeutung »Entsprechung der Steuerlast und den empfangenen öffentlichen Leistungen, ausgleichende Gerechtigkeit« (mit der Zusammensetzung *Äquivalenzprinzip*); andererseits in der Logik im Sinn von »Verknüpfung zweier zugleich wahrer bzw. falscher Aussagen«.

Hieran schließt sich der Gebrauch in der Sprache der Mathematik (Mengenlehre) an: »Gleichmächtigkeit zweier Mengen« bzw. »gleichmächtig, eineindeutig zuzuordnen«.

Die Bedeutungsgeschichte von *Äquivalenz* läßt zwei Phasen erkennen: 1. Phase Bedeutungsweiterung von der fachsprachlichen (vorausgesetzt, die politischen Auseinandersetzungen während des Dreißigjährigen Kriegs werden als Fachdiskurs gewertet) zur allgemeineren Verwendung im Sinn einer Ablösung; 2. Phase Bedeutungsverengung der allgemeineren zu fachsprachlichen Bedeutungen im Sinn von Verzweigungen. In diese Phase fallen die morphologischen und semantischen Bildungen der Ableitungen und Zusammensetzungen. Mit anderen Worten: Die ursprüngliche merkmalarmer Bedeutung wird abgelöst von einer merkmalarmeren der Bildungssprache, die bis in die Gegenwart stabil ist, und die seit Mitte des 19. Jahrhunderts den Ansatzpunkt für die weitere fachsprachliche Ausdeutung bildet; Ablösung durch die Allgemeinsprache (erste Phase) und extensionale Auffächerung fachsprachlicher Einzelbedeutungen (zweite Phase) sind mithin die historischen Bedeutungsstufen des Hauptlemmas.

Darstellung des »Lebenslaufs« – Beziehung zwischen Gemein- und Fachsprache

Eine zureichende semantische Beschreibung fachsprachlicher Bedeutungen hat sowohl dem Fach/den Fächern als auch dem Wörterbuchbenutzer gerecht zu werden. Die Aufgabe lautet: mit den Mitteln der Umgangssprache »dem Nicht-Spezialisten die Ergebnisse des Spezialisten klarzumachen« (Savigny 1975, 321). Dieses allgemeine lexikographische Prinzip ist hinsichtlich eines diachronisch angelegten Wörterbuchs zu erweitern. Entwicklungsbezogene allgemeinsprachliche Lexikographie zieht Bedeutungsstränge, deren Bezugspunkt die Gemeinsprache ist. Wandlungsprozesse werden also relativ zu ihr im Sinn von Übernahmen oder Abgaben datiert und dargestellt. Historische Lexikographie rekonstruiert demnach mit der Darstellung des Prozesses von Bedeutungsverengung (Übernahme in die Fachsprache) bzw. -erweiterung (Übernahme in die Gemeinsprache) – implizit – Benennungsmotive. Der Verständlichkeit der Paraphrase fachsprachlicher Bedeutungen kommt dieses Darstellungsprinzip insofern zugute, als, im Gegensatz zu synchronischer, Einzelbedeutungen unvermittelt nebeneinanderstellender Lexikographie, ggf. Übergänge bezeichnet und damit merkmalsemantische Veränderungen transparent gemacht werden können. Auf unser Beispiel bezogen: Gemeinsamer Begriff oder *genus proximum* der gemein- und fachsprachlichen Bedeutungen ist der des Ersatzes, der Gleichwertigkeit. Dieses Merkmal ist Übernahmemotiv in alle fachsprachlichen Ausdeutungen, das durch entsprechende Referenzbereiche bzw. *differentiae specificae* fachsprachlich spezifiziert wird. Damit bietet sich eine Hilfestellung hinsichtlich der zu beanspruchenden allgemeinverständlichen Darstellung von Spezial- bzw. Fachwissen mit den Mitteln der Umgangssprache: Je enger die allgemeinsprachliche mit der fachsprachlichen Bedeutung semantisch zusammenhängt, je eindeutiger sich mithin das Übernahmemotiv in die Fachsprache rekonstruieren läßt, desto anschaulicher läßt sich die fachsprachliche Bedeutung vermitteln (vgl. dazu Kempcke 1989, 846f.).

Das allgemeinsprachliche Prinzip eines Wörterbuchs setzt morphologische und semantische Überlegungen hinsichtlich der horizontalen und der vertikalen Dimension von Fachsprachen voraus: Welche Fächer und welche Bedeutungen innerhalb der einzelnen Disziplinen sollen berücksichtigt werden? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Art des Bedeutungswandels ab, wobei die unmittelbar Beteiligten, also die Fachsprachen bzw. Einzelbedeutungen,

welche der Allgemeinsprache (historisch oder semantisch) am nächsten sind, jedenfalls in den Lebenslauf aufgenommen werden. Außerdem ist zu prüfen, welchen Stellenwert fachsprachliche Einzelbedeutungen bzw. Disziplinen, bezogen auf den gegenwärtigen Sprachgebrauch bzw. die gegenwärtige gesellschaftliche Wirklichkeit, haben: Wissenschaften wie Medizin, Biologie, Physik (mit ihren entsprechenden Teildisziplinen) haben heute den Stellenwert, den Alchimie oder Astronomie/Astrologie bis in die Barockzeit hatten; das Handwerk z. B. der Elektromechanik ist für unsere Wirklichkeit, was etwa der Stellmacher für die mittelalterliche Gesellschaft war. Mit anderen Worten: Kulturgeschichte gilt es darzustellen. Insofern kann horizontale und vertikale fachsprachliche Vollständigkeit bzw. Selektion kein grundsätzliches lexikographisches Prinzip sein, sondern muß einerseits an das Konzept des zu erarbeitenden Wörterbuchs und andererseits an die Bedeutungsstruktur des entsprechenden Lemmas (kulturgeschichtlich relativ zu gesellschaftlichen Gegebenheiten) angepaßt werden.

stellung der Einzelbedeutung »gleichmächtig, eindeutig zuzuordnen« entsprochen werden. Die semantische Struktur des Adjektivs ist damit systematisch vollständig rekonstruiert. Die substantivische Ableitung *Äquivalenz* stellte hinsichtlich der vertikalen und horizontalen Selektion die größte Herausforderung dar: Der neue Brockhaus bucht sechs Einzelbedeutungen, außer der allgemeinsprachlichen die fachsprachlichen aus Informatik, Logik, Mengenlehre, Physik und Psychologie. Der neue Artikel des Deutschen Fremdwörterbuchs dagegen verzeichnet neben der allgemeinsprachlichen Bedeutung die der Chemie (mit Pharmazie), Physik, Politik/Steuerrecht, Logik/Mathematik (Mengenlehre). Diese Struktur wurde einerseits aus der Belegammlung der Wörterbuchwerkstatt rekonstruiert. Andererseits ist sie Ergebnis eines Selektionsprozesses, der die Einzelbedeutungen aus Informatik und Psychologie als zu fachspezifisch ausgegrenzt hat, während die (im Brockhaus nicht verzeichnete) politiksprachliche Verwendung als gesellschaftlich bedeutsam und damit mitteilenswert eingestuft wurde.

Äquivalent n. 'gleichwertiger Ersatz' ein Wort der Diplomaten Sprache, das sich seit dem Westfälischen Frieden einbürgerte: entlehnt aus frz. *équivalent*, aber in der Schreibung nach lat. *aequivalere* gerichtet (1). Neben der politischen Bedeutung beginnt seit etwa 1700 ein allgemeiner Gebrauch des Wortes (2).

Belege: 1. 1647 Memorial (= Meiern, Acta pacis Westphal. VI 398) daß die Hertzogen zu Braunschweig und Lüneburg auch bey ihren dabey stattlich radicirten Successions-Rechten gelassen, oder dagegen zum Äquivalent die drey Stifter Hildesheim, Minden und Oßnabrück eingeräumt werden mögen. 1684 Getröst. Europa N 4* daß die Cron Spanien ihr die Niederländer gegen Catalonien oder einem equivalent abtauscht — B 1* die noch restirende Niederländer gegen ein equivalent in Catalonien gutwillig abzutreten. 1699 Staatspiegel I 82 Solte die Cron Franckreich dem Hertzog kein Äquivalent dagegen geben wollen, dörfte diser die derseitige neue Frantzösische Nachbarschaft zu vermeiden, andere Messures zu nehmen veranlasset werden. 1708 Leopold der Große II 206 dieser aber [sollte] hin-

gegen als ein Äquivalent die Aempter im Dannebergischen abtreten. Herder 1765 Werke I 110 Ihm war es leicht, seinem Abgesandten gegen das Wagspiel auf dieses eigenen Kopf zum Äquivalent einige tausend Französische Köpfe zu versprechen.

2. Florin 1702 Hausvater I 423* daß er, wo nicht einen billigen Überschuß, doch zum wenigsten ein Äquivalent oder gleichen Werth dafür zu geniessen hoffet. Lucae 1711 Europ. Helikon S. 372 an dessen Stelle ein in Dach und Fach wol conditionirtes *aequivalent*. Marperger 1711 Beschr. d. Meßen I 366 erwartende, was ihnen die Europäer vor ein Äquivalent ihrer Waaren dagegen legen wollen. Rohr 1718 Staatsflugsheit S. 813 den Officianten hingegen an ihrer Besoldung ein Äquivalent davor ausmachte. Später sehr häufig.

Aus: Hans Schulz:
Deutsches Fremdwörterbuch.
Erster Band A – K.
Straßburg: Trübner 1913

Die Frage der Selektion stellte sich bei dem Hauptlemma *Äquivalenz* in folgender Weise: Die erste Verzweigung in die Sprache der Chemie und Physik gehört aus historischen und semantischen Gründen ohne Zweifel in die bedeutungsgeschichtliche Darstellung, während wir eine heute verzeichnete photometrische Bedeutung (»Lichtäquivalenz«, »Faktor bei der Umrechnung von Lichtströmen in Watt«) als zu speziell und nicht von allgemeinem Interesse bewertet haben. Das Adjektiv *äquivalent*, mit zunächst parallel verlaufendem Lebenslauf, erfährt in der Gegenwart eine zusätzliche Verzweigung, die uns aus geistesgeschichtlichen Gründen als mitteilenswert erscheint: Der gesellschaftlichen Bedeutung der Mathematik in der Gegenwart sollte mit der Dar-

Fachsprachen und die Neubearbeitung des Deutschen Fremdwörterbuchs

Wir fassen zusammen: Ein Blick in den abgebildeten alten Artikel *Äquivalent* macht deutlich, daß Neubearbeitung zualterer Aktualisierung meint: Bedeutungsstränge müssen an die Gegenwart herangeholt, die Darstellung von Einzelbedeutungen entsprechend ihrer Stellung in der Gegenwartsprache in die richtigen Proportionen gebracht, neue Einzelbedeutungen und ihre Beschreibung und Dokumentation ergänzt werden. Der alte Artikel *Äquivalent* (siehe Kasten) gewichtet die ursprüngliche Bedeutung aus der Diplomatenprache sehr stark, während die allgemeinsprachliche Ent-

wicklung mit nur vier Belegen aus sechzehn Jahren (1702 bis 1718) dokumentiert ist. Die moderne fachsprachliche Entwicklung, die zum Entstehungszeitpunkt dieses Artikels bereits seit fünfzig Jahren eingesetzt hat, wurde gar nicht berücksichtigt. Dieses ist historisch erklärbar und führt uns zu einem grundsätzlichen lexikographischen Problem: Zwar hat die Erkenntnis des symbiotischen Verhältnisses zwischen Fach- und Gemeinsprache spätestens seit Frisch die Lexikographen dazu veranlaßt, diese Beziehung systematisch darzustellen. Die Abbildung der Bergmanns- und Druckersprache etwa hat lexikographische Tradition. Wie aber die Beteiligten der Fachsprachen heißen und welches Gewicht sie zum jeweiligen Bearbeitungszeitpunkt haben, diese Aspekte sind dem gesellschaftlich determinierten Sprachwandel unterworfen – und ihre Darstellung nicht zuletzt dem Gefühl und Einschätzungsvermögen für fachliche und sprachliche Entwicklungen der Lexikographen. Hans Schulz hat die physikalische und die chemische fachsprachliche Bedeutung des Lemmas unberücksichtigt gelassen – nehmen wir einmal an, daß diese ihm zu speziell erschienen. Unsere Aufgabe heißt heute: die unterschiedlichen Aspekte von Sprachwandel gegenwartsbezogen zu berücksichtigen und darzustellen, fachsprachliche Gebrauchweisen angemessen, d.h. gegebenenfalls neu zu gewichten und sie allgemeinverständlich zu vermitteln.

Literaturhinweise

- Brockhaus Enzyklopädie. 19., völlig neu bearbeitete Aufl., 2. Band, Mannheim 1987.
- Hahn, Walther von (1983) Fachkommunikation. Entwicklung – Linguistische Konzepte – Betriebliche Beispiele. Berlin, New York.
- Kempcke, Günter (1989): Probleme der Beschreibung fachsprachlicher Lexik im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Herausgegeben von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta (HSK 5.1.). Berlin, New York, S. 842-848.
- Savigny, Eike von (1975): Inwiefern ist die Umgangssprache grundlegend für die Fachsprachen? In: Fachsprachen. Herausgegeben von Walther von Hahn. Darmstadt 1981, S. 320-349.
- Schmidt, Hartmut (1986): Wörterbuchprobleme. Untersuchungen zu konzeptionellen Fragen der historischen Lexikographie. Tübingen.
- Wiegand, Herbert Ernst (1977): Fachsprachen im einsprachigen Wörterbuch. Kritik, Provokationen und praktisch-pragmatische Vorschläge. In: Kongreßberichte der 7. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik GAL e.V. Band III. Herausgegeben von Helmut Schumacher, Burkhard Leuschner. Stuttgart, S. 39-65.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Historische Lexikologie und Lexikographie am Institut für deutsche Sprache.

Rezension

Wahres Deutsch?

Ruth Reiher und Rüdiger Läger (Hrsg.): Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinigten Deutschland. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1993, 288 S., DM 19,80

»Wer spricht das wahre Deutsch?« fragen die Herausgeber Ruth Reiher und Rüdiger Läger. Antworten geben dreizehn Sprachwissenschaftler aus dem Osten und dem Westen Deutschlands. Dietrich Busses Beitrag »Deutschland, die schwierige Nation – Mythos oder Wirklichkeit« bildet den Anfang des Sammelbandes. Er untersucht den Mythos des »schwierigen Deutschland« und schafft damit die Verbindung zwischen der deutschen Sprache und den sozialen Bedingungen der wiedervereinigten Republik. Er warnt vor der Herstellung eines stereotypen Bildes des Deutschen, welches als Entschuldigung für fehlendes politisches Handeln gelten könnte.

Wolfgang Teubert erklärt unter anderem am Beispiel des Begriffs *abwickeln* den Sprachwandel und die Veränderungen in der DDR. Bert Bresgen und Rüdiger Läger untersuchen in zwei getrennten Beiträgen die Sprache der Presse in der ehemaligen demokratischen Republik. Zu diesem Themenkomplex gehört auch der Aufsatz von Rainer Jogschies über die westdeutsche Berichterstattung zur Wiedervereinigung. Seiner Meinung nach verstärkte die Berichterstattung in den Medien die Trennung zwischen den beiden Staaten mehr, als daß sie zur Einigung beitrüge. Auch Armin Burkhardts Aufsatz über die Affäre Fink, die Entlassung des Direktors der Humboldt Universität, zeigt, wie sehr die Geschehnisse der Wiedervereinigung vom Umgang mit der Presse abhängen und -hängen.

Colin Good analysiert »Die sprachliche Inszenierung der Hauptstadtdebatte«, Helmut Schönfeld behandelt

ebenfalls das Thema Berlin und zeigt die sprachlichen Entwicklungen in der zusammenwachsenden Hauptstadt auf. Neuschöpfungen wie *Ossi*, *Wessi* und *Treuhandanstalt* werden, bedingt durch die geographische Lage der Hauptstadt, dort wesentlich häufiger verwendet. Den »Ossi« verwundern Begriffe, die vor allem den sozialen Außenseiterbereich betreffen, wie beispielsweise *Autonome* oder *Streetworker*. Den »Wessi« irritieren Wörter wie *Exposition* für Ausstellung oder *gastroномische Einrichtung* für Restaurant. Schönfeld verdeutlicht das fortschreitende sprachliche Zusammenwachsen von Ost und West, vor allem in Berlin. Aber er zeigt auch Probleme auf, die die Bewohner im Osten Deutschlands – leider immer noch – durch die »andere« Sprache bei alltäglichen Dingen wie dem Einkauf bis hin zu Schwerwiegendem wie der Arbeitssuche haben.

Jürgen Beneke versucht unter dem Motto »Ostdeutsch + Westdeutsch =

Deutsch« zu ergründen, wie sich die Jugendlichen in den einzelnen Stadtteilen Berlins sehen. Immer noch überwiegen die Vorurteile, die einer Akzeptanz der ehemaligen »anderen Seite« entgegenstehen. Die Herausgeberin Ruth Reiher behandelt das Thema »Kommunikation in der DDR« ebenfalls auf einer zwischenmenschlichen Ebene. Sie beschreibt die Konflikte innerhalb der »sozialistischen Menschengemeinschaft« in der DDR und stellt die frühere Suche nach dem individuellen Glücksanspruch innerhalb dieser Gesellschaft dar.

Amüsant liest sich der Aufsatz von Caja Thimm, wenn er auch nicht so recht in das Gesamtkonzept des Buches passen will, da er eher in den Bereich der feministischen Linguistik gehört. Sie zeigt die Auswirkung der totalen Feminisierung nach dem Vorbild der Sprachwissenschaftlerin Luise Pusch am Beispiel von Protokollen aus Stadtratssitzungen. Untersucht werden unterschiedliche Kommunikationsstile von Männern und Frauen.

Mit Sprache in der Politik befaßt sich auch Johannes Volmert, der vom Begriff *Asylant* ausgehend die »Asylantendebatte in Ost und West« rückblickend analysiert. Volmert zeigt, daß mit dem Begriff jetzt ein Vorstellungskomplex verbunden ist, welcher tiefgreifende Ängste verschiedenster Art in der deutschen Bevölkerung motiviert.

Paul Hermann Gruner analysiert und interpretiert politische Sprachhandlungen am Beispiel der von den Republikanern übernommenen Losung »Wir sind das Volk«. Er stellt die Wandlung des Begriffes *Volk* dar, von einer nicht genau definierten Worthülse bis hin zum Füllen dieses Wortes mit dem Inhalt »deutsch-national«, welcher andere Nationalitäten ausgrenzt. Nach Gruners Meinung muß »der versuchten Vergiftung des gesellschaftlichen Klimas zwischen Deutschen und Ausländern in Deutschland ... konfliktfähig und sachlich entgegengetreten werden«.

Der vorliegende Band ist ein aufschlußreicher Beitrag über die Verän-

derung der Sprache nach der Wiedervereinigung. Festgehalten sind zum Teil auch Sprach- und Lebensformen aus der ehemaligen DDR, die wohl bald nicht mehr in dieser Form existieren werden. Durch die Spiegelung der gesellschaftlichen und politischen Tatsachen in verschiedenen Beiträgen wird die Vielfältigkeit der Problematik im heutigen Deutschland klar und damit auch deutlich, daß die Verständigungsprobleme noch lange nicht gelöst sind. Umfassende bibliographische Angaben am Ende jedes Aufsatzes liefern Anregungen für Neugierige, die sich mit den verschiedenen Themen, sei es als Wissenschaftler oder Amateur, näher befassen wollen.

Gudrun Bolduan, Darmstadt

Rezension

Wer fördert die sprachliche Kultur in Deutschland?

Hans Bickes/Annette Trabold: Förderung der sprachlichen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Positionsbestimmungen und Bestandsaufnahme. Hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache und der Robert-Bosch-Stiftung. Stuttgart: Bleicher 1994. (= Materialien und Berichte. Robert-Bosch-Stiftung. 40.)

Wollten Sie sich nicht schon immer mal um einen Preis bewerben? Oder wie war das mit den Preisen, wird man da nicht vorgeschlagen? Wer vergibt überhaupt Preise für den Bereich Sprache? Kennen Sie die elf Institutionen, die Preise vergeben?

Falls Sie aber nicht nur an Preisen interessiert sind, die Sie einheimen könnten, sondern auch daran, welche

Institutionen Alphabetisierungskurse machen, Buchempfehlungen verschicken, sich mit Dialekten oder Fachsprachen beschäftigen, Kommunikationstraining, Leseförderung oder Medienerziehung anbieten, dann besorgen Sie sich dieses Buch.

Diese Stichwörter sind nämlich nur eine kleine Auswahl aus dem Schlagwortregister, in dem Sprachinteressierte und Sprachprofis beinahe alles finden, was ihr sprachinteressiertes Herz begehrt. Unter jedem Stichwort sind die entsprechenden Institutionen aufgeführt. Schnell schlägt man die gewünschten Institutionen in den alphabetisch geordneten Kurzbeschreibungen nach, in denen auch die vollständigen Adressen, Telefonnummern und Ansprechpartner genannt werden. Sie können die Institutionen auch direkt

über das Institutionenregister am Ende des Buches nachschlagen.

Das Buch von Hans Bickes und Annette Trabold ist aber nicht nur ein nützliches Nachschlagewerk, sondern bietet auch eine profunde Einführung in alle Fragen der Sprachkultur und gibt einen kleinen Ausblick auf eine mögliche Theorie der Sprachförderung. So nimmt Rainer Wimmer »zu aktuellen Fragen der Sprachkultur« (S. 88) Stellung, Rosemarie Schnerrer (S. 12) und Erika Ising (S. 63) behandeln die Sprachkultur in der ehemaligen DDR bzw. im wiedervereinigten Deutschland, Albrecht Greule stellt »Überlegungen zu einer Theorie der Sprachförderung« (S. 99) an, und Ulrich Püschel weist uns darauf hin, daß »Sprachkultur – eine Aufgabe für uns alle« (S. 117) ist.

Die ersten Reaktionen und die große Nachfrage nach diesem Buch zeigen, daß hier eine schmerzliche Lücke ausgefüllt wurde. So ist Annette Trabold und Hans Bickes zu danken, daß sie zusammen mit der Robert-Bosch-Stiftung und der Gesellschaft für deutsche Sprache die wichtigsten Grundgedanken, Strömungen und Institutionen, die die sprachliche Kultur in Deutschland fördern, hier erstmals versammelt haben. Anspruch auf Vollständigkeit kann allerdings nicht erhoben werden. Einerseits

konnten sicherlich nicht alle Institutionen erreicht werden, andererseits »blieben viele Institutionen selbst nach mehrmaliger Rückfrage ihre zugesagte Antwort schuldig« (S. 2). Auch wenn die eine oder andere Institution erst in einer Neuauflage berücksichtigt werden kann, beeindruckt die Fülle sprachfördernder Organisationen in Deutschland.

Für alle, die an Sprachpflege und Sprachkultur in der Bundesrepublik Deutschland interessiert sind, aber

auch für alle, die beruflich mit Sprache umgehen, ist dieses Buch somit ein absolutes Muß.

Wolf-Andreas Liebert

Der Autor ist Leiter der zentralen Arbeitsstelle für Dokumentation und Öffentlichkeitsarbeit am Institut für deutsche Sprache Mannheim.

Rezension

Textlinguistik

Wolfgang Heinemann/Dieter Viehweger: Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1991 (= Reihe Germanistische Linguistik; Kollegbuch 115). DM 39,80

Das vorliegende Buch gibt einen Überblick über die verschiedenen Entwicklungsrichtungen und zentralen theoretischen und methodologischen Aspekte der Textlinguistik.

Kapitel 1 stellt die wichtigsten textlinguistischen Beschreibungsansätze im historischen Überblick vor. Hier entwickeln die Verfasser auch eine vorläufige Arbeitsdefinition von »Text«, die mehrfach spezifiziert und revidiert wird. Im zweiten Kapitel skizzieren sie ihren eigenen textlinguistischen Ansatz, in dessen Mittelpunkt die Prozesse der Textproduktion und -interpretation stehen. Im Rahmen einer dynamischen Textauffassung diskutieren die Autoren die für die Textproduktion und -rezeption relevanten Wissenssysteme: sprachliches Wissen, Sachwissen und Interaktionswissen. Kapitel 3 behandelt die Texttypologisierung anhand einer Mehrebenenklassifikation, die unterscheidet zwischen Funktions-, Situations-, Verfahrens- und Text-Strukturierungstypen sowie prototypischen Formulierungsmustern. Vier Primärfunktionen des Kommunizierens werden dabei zugrundegelegt: sich ausdrücken, kontaktieren, informieren und steuern. Im vierten Kapitel werden die in Kap. 2 und 3 aufgestell-

ten Analyse Kriterien auf mündliche Kommunikation angewendet. Kapitel 5 beschreibt, wie Schrifttexte in der Kommunikation durch Musteraktivierung funktionieren. Im sechsten Kapitel schließlich gehen die Autoren noch einmal auf die Definition der Begriffe »Text« und »Textlinguistik« ein. Texttheorie, Textlinguistik und Textwissenschaft werden hier unter einem globalen Begriff von Textlinguistik zusammengefaßt. Gefordert wird eine intensivere Zusammenarbeit aller mit dem Phänomen »Text« befaßten Disziplinen und vor allem eine stärkere empirische Orientierung.

Die theoretisch-methodische Position der Autoren beruht größtenteils auf der in der sowjetischen Psychologie entwickelten Tätigkeitstheorie (z. B. Leontev), die Sprache als funktionales und dynamisches System versteht, dessen Zweck in der Koordinierung der Tätigkeit der Individuen besteht. Unerwähnt bleiben Poststrukturalismus, sprachanalytische Philosophie, Konstruktivismus und Psychoanalyse, wie überhaupt Forschungsarbeiten seit Mitte der 80er nicht mehr eingearbeitet worden sind. Dies gilt auch für das Literaturverzeichnis.

Die Tiefe der formalen Gliederung (6 Ebenen) ist für die Orientierung des Lesers eher hinderlich, da mitunter nicht mehr klar ist, zu welcher Gliederungsebene ein Passus jeweils gehört. Ebenso stören diverse Sperrungen sowie die Literaturverweise, die teils im Text, teils in Fußnoten untergebracht

sind. Die zahlreichen Abbildungen sind häufig schlecht in den Text integriert und nicht hinreichend erläutert. Inhaltlich wäre eine stärkere Herausstellung des Neuen wünschenswert. Abgesehen von diesen Einschränkungen und einer gelegentlich unnötig komplexen Syntax erscheint uns das Buch insgesamt relativ gut lesbar.

Für ein Selbststudium ist es dennoch nur teilweise erfolgversprechend. Der fachgeschichtliche Überblick über textanalytische Beschreibungsansätze ist zwar ein hilfreicher Einstieg in die Textlinguistik, die Erarbeitung der weiteren Kapitel dürfte jedoch ohne Diskussionsmöglichkeiten schwerfallen. Wir haben mit dem Buch im Rahmen eines textlinguistischen Seminars am Germanistischen Seminar der RWTH Aachen gearbeitet und berücksichtigen in unserer Besprechung schriftliche Kritiken der Seminarteilnehmer. Neben den bereits genannten Einwänden betraf die Kritik vor allem die von den Autoren angestrebte Integration von Textlinguistik und Gesprächsanalyse, die Frage nach dem Textbegriff sowie das zugrundegelegte theoretische Konzept der Tätigkeitstheorie.

Im Hinblick auf den Einführungscharakter des Buches erscheint uns die durchgängige Problematisierung der zentralen Definitionen von Text und Textlinguistik didaktisch problematisch: Der Textbegriff wird immer wieder revidiert, und die Integration der Gesprächsanalyse erscheint nur bedingt plausibel.

Die Autoren plädieren für eine kommunikationsorientierte Textanalyse, die die Trennung zwischen Gespräch und schriftlichem Text aufhebt. Die Analysekriterien sollen für die mündliche Kommunikation ebenso wie für Schrifttexte gelten, da gleiche Wissenssysteme aktiviert würden. Gespräche seien, ebenso wie schriftliche Texte, »sozial orientierte, sprachlich intentionale, schöpferische und partnerbezogene Tätigkeiten«. Trotzdem kann die Gesprächsanalyse nicht einfach unter die Textlinguistik subsumiert werden. Eine Integration ist erst auf einer höheren Ebene, in einer Gesamtheorie sprachlich-sozialer Interaktion möglich.

Schließlich sehen wir ein Problem des Rahmenansatzes von Heine-mann/Viehwegger darin, daß ihr Modell zu einseitig auf die sowjetische Tätigkeitspsychologie bezogen ist. Obwohl die daraus entwickelten linguistischen Beschreibungsmodelle Ähnliches leisten sollen wie die Sprechakttheorie, reichen sie unseres Erachtens an deren Erklärungspotential nicht heran.

Insgesamt bietet das Buch vielfältige Anregungen zur Diskussion. Auch das ausführliche Literaturverzeichnis ist hilfreich für die vertiefende Weiterarbeit; für eine Neuauflage wünschen wir uns ein Glossar – und weniger Druckfehler.

Bernd Miozga/Sabine Ott/
Frank Theuer, Aachen

Hier könnte Ihre Anzeige stehen.

Fragen Sie uns, wie Sie im
SPRACHREPORT für Ihre Publi-
kationen werben können.

Frau Wohlfarth (06 21 / 15 81 -
1 05) oder Frau Pfützer-König
(06 21 / 15 81 - 1 25) geben Ihnen
gerne Auskunft.

Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim.
Redaktion: Dieter Herberg (Leitung),
Ulrike Haß-Zumkehr, Wolf-Andreas Liebert,
Bruno Strecker, Eva Teubert
Redaktionsassistentz: Melanie Gallo
Druck: dvs Druck + VerlagsService GmbH,
Mannheim – ISSN 0178-664 X

Auflage: 2000
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 16,-;
Einzelheft: DM 5,-.
Bezugsadresse:
Institut für deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Tel. 06 21/15 81-0

Tagungshinweis

**Jahrestagung 1995 des Instituts für
deutsche Sprache (IDS), Mannheim**

**14. bis 16. März 1995 in der
Universität Mannheim**

Deutsch - typologisch

Die Jahrestagung 1995 wird die (grammatische) Gestalt des Deutschen im Vergleich zu anderen Sprachen zum Gegenstand haben. Welche Phänomene sind besonders auffällig und interessant, wenn man das Deutsche unter sprachtypologischen Gesichtspunkten mit anderen Sprachen vergleicht? Läßt sich ein Gesamtporträt des Deutschen in Abgrenzung zu anderen Sprachen zeichnen? In welchen grammatischen Bereichen bestehen besondere Ähnlichkeiten und Verwandtschaften? Es ist geplant, die folgenden Themen in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen: Wortstellung, Tempus/Tempussystem, Phonologie, Subjekt-Objekt-Struktur/Topik, Fokus/Negation.

Nähere Informationen: Institut für
deutsche Sprache, zentrale Arbeits-
stelle für Dokumentation und Öffentlich-
keitsarbeit, Postfach 10 16 21, D-68016
Mannheim

SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!

Deshalb



**SPRACH
REPORT**

P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft _____ /94. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

Datum: _____ 1. Unterschrift: _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift: _____

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim